Heim und Herd

Oh, laß doch alles, wie es gehen mag.

Oh, laß doch alles gehen, wie es mag,
Und laß doch alles geh'n zu jeder Stunde,
Wenn nur erst die, die dir im Herzen lag,
Auch liebespendend hangt an deinem Munde.
Wenn nur erst die, die dir dein Traum gebar,
Sich sinnlich, körperlich vor dir gestaltet
Und das, was dir bis jetzt ein Wunder war,
Zur schönen Wirklichkeit sich hold entfaltet.

Bunte Mappe.

Der Hund des Wilddiebes. In der Nähe von Shropshire in England trieb ein Wilddieb sein Unwesen, der seinen Hund derart abgerichtet hatte, daß es lediglich eines nur dem Manne und dem Tiere bekannten Zeichens bedurfte, das in dem Tone des Anlockens bestand, um den Hund, statt ihn heranzulocken, zum Weglaufen zu veranlassen. Der Wilddieb wurde abgefaßt und vor Gericht gestellt. Er leugnete, gejagt zu haben. Sein Hund war mit ihm festgenommen und vor den Richter geführt worden, um gleichsam als Belastungszeuge zu dienen. Der Wilddieb behauptete, es sei nicht sein Hund. „Rufen Sie ihn", sagte der Richter, „dann wird es sich zeigen, daß Sie lügen!" Der Wilddieb pfiff. Kaum hatte der Hund, der auch sonst gegen seinen Herrn ganz fremd tat, dies gehört, als er, statt heranzukommen, Reißaus nach der Tür des Gerichtshofes nahm und, ohne sich umzusehen, entsprang. Auf diese Weise wurde der Hund zum Entlastungszeugen, und der Wilddieb diesmal freigesprochen. Zeugen, die der Gerichtsverhandlung beigewohnt hatten, sahen indessen wenige Tage darauf den von der Leidenschaft beherrschten Wilddieb abermals mit seinem Hunde in fremden Revieren jagen, und nunmehr vermochte das gelehrige Tier seinen Herrn vor der verdienten Strafe nicht mehr zu retten.

Übertölpelt. „So viel kann ich dir sagen", sprach Karl Klamm seinen Freund Maierlein an, „es ist soweit mit mir gekommen, daß ich unbedingt einen neuen Anzug haben muß. Sieh' nur, wie schäbig ich aussehe! Jetzt habe ich mir einen Plan ausgedacht, der ganz bestimmt zum Ziele führt." — „Und der wäre?" erwiderte sein Freund, dem armen Karl einen mißtrauischen Seitenblick zuwerfend. „Nun, ganz einfach so: Ich weiß, du hast einen Tausendmarkschein in der Tasche. Du sollst mir ihn auf nur zehn Minuten borgen. Ich gehe dann zu F., bei welchem ich früher Kredit hatte; aber jetzt, wo ich so heruntergekommen aussehe, mag ich ihn nicht darum bitten. Nach einigen Minuten kommst du auch so von ungefähr in den Laden und sagst: „Hallo, Karl! Du, alter Freund, pump' mir doch tausend Mark auf ein paar Tage!" — „Gewiß", werde ich darauf erwidern, und gebe dir deinen Tausendmarkschein wieder. Dieses Geschäftchen wird meinen Kredit glänzend wieder herstellen, und ich werde die Sache mit dem Schneider arrangieren können." Maierlein war ein vorsichtiger Mensch, jedoch erblickte er in dieser, seinem mittellosen Freunde zu gewährenden Hilfe weder Nachteil noch Gefahr. — Gesagt, getan! Karl geht in den Schneiderladen und beschäftigt sich mit der Auswahl eines ihm passenden Stoffes, während dessen nun Maierlein der Verabredung gemäß so wie von ungefähr hereinschlenkert. „Holla, Karl", so ruft er, „du bist gerade derjenige, den ich suche, kannst du mir nicht tausend Mark auf eine Woche pumpen?" — „Tut mir furchtbar leid, alter Freund, aber offen und ehrlich gesagt, ich habe augenblicklich nur ein paar Mark bei mir!" — Maierleins Gesicht wurde sichtbar länger, er blinzelte dem Freunde zu, stieß ihn mit dem Ellbogen und flüsterte: „Du, mach' doch keine Faxen — gib doch den Schein heraus!" Karl ließ sich aber nicht stören. Maierlein, der Geschichte bald satt, ging hinaus, um Karl vor der Tür abzupassen, letzterer entwischte indes durch eine Seitentür.

Körper- und Gesundheitspflege

In welcher Körperlage soll man schlafen? Alle Speise geht in den Magen und verläßt ihn auf der rechten Seite. Schläft man nun auf der linken Seite, wie viele tun, so wird der Magen zu vermehrter Tätigkeit während des Schlafes, zu einer Art Pumpoperation gezwungen, also die Verdauung erschwert, was sich morgens durch schlechten Geschmack im Munde und Appetitlosigkeit erkennbar macht; auch wird beim Schlafen auf der linken Seite die Lunge ungebührlich zusammengepreßt und die Tätigkeit des Herzens erschwert. Die beste Lage ist auf dem Rücken, da aber viele sich an diese nicht gewöhnen können, so ist es wenigstens ratsam, sich auf die rechte Seite zum Schlafen zu legen.

Selbstanfertigung von Mundwasser. Ein gutes Mundwasser stellt man sich leicht auf folgende Weise her. Fünf Teile übermangansaures Kalium und zehn Teile chlorsaures Kalium werden in 250 Teilen destilliertem Wasser gelöst. Ungefähr ein halber Eßlöffel dieser Lösung wird dem Mundspülwasser zugesetzt. Um ein Mundwasser gegen übelriechenden Atem herzustellen, reibt man je 0,5 Teile Alaun und Pottasche, 1 Teil Kochenille, und 2,5 Teile Vanille mit 150 Teilen Orangenblütenwasser zusammen und läßt die Mischung einige Stunden stehen; dann wird eine Mischung aus 5 Tropfen Nelkenöl, 5 Tropfen Zimtöl und 10 Tropfen Pfefferminzöl zugegeben, einen Tag lang an einem kühlen Orte stehen gelassen und filtriert. Diese Lösung wird ebenfalls unter das Mundspülwasser gemischt.

Praktische Winke.

Fensterscheiben undurchsichtig zu machen. Fensterscheiben werden undurchsichtig gemacht, wenn man sie mit einer Auflösung Bittersalz und Weißbier (für 10 Pfennig Salz auf ein halbes Liter Bier) recht gleichmäßig bestreicht. Diese Tünche läßt sich auch leicht wieder abwaschen.

Glanzflecke in Seidenstoffen. Die sogenannten Spiegel oder auch Staub- und andere Flecke in schwarzseidenen Stoffen beseitigt man durch vorsichtiges Reiben mit einem weichen schwarzwollenen Lappen, der mit schwarzem Kaffee getränkt ist.

Reinigung von Rosinen und Korinthen. Nachdem man die größeren Stiele und Steine entfernt hat, gibt man sie in ein Sieb, stellt dies in ein Gefäß mit lauwarmem Wasser und reibt die Korinthen zwischen den Händen. Die kleinen Stielchen lösen sich dabei ab und teilen sich dem Wasser mit; doch muß dies ein paarmal wiederholt werden. Rosinen werden von den Stielen befreit, in lauwarmem Wasser gewaschen und auf einem Sieb oder einem Tuch ausgebreitet getrocknet.

Ein Mittel gegen Holzwürmer, die sich in Möbeln aufhalten und dort fortgesetzt bohren, besteht darin, daß man an dem Möbelstück Teller mit Eicheln aufstellt, und zwar in verschiedenen Höhen, so daß die Tiere diese leicht erreichen können. Die Tiere werden nämlich durch den Geruch der Eicheln veranlaßt, den Teller aufzusuchen und können durch siedendes Wasser leicht abgetötet werden. Das Verfahren ist so sicher, daß in der Regel auch nicht ein Wurm zurückbleibt. Trotzdem ist es empfehlenswert, die Bohrlöcher mit Kitt zu verstopfen, weil einzelne Tiere leicht verschleppt werden können, die dann in den schon vorhandenen Löchern ihre Wohnung finden, so daß nach kurzer Zeit der alte Zustand wieder vorhanden wäre.

Schmutzig gewordene Gipsfiguren reinigt man, indem man Bleiweiß in Milch auflöst und die Figuren mittelst eines feinen weichen Pinsels damit überstreicht. Sie werden wieder wie neu.

Lustige Ecke.

„Meine Frau macht mir mit ihrem Kopf große Sorgen." — „Kann denn da ein Arzt nicht helfen?" — „Nein, nur eine Putzmacherin."

Stallmeister: „Aber Herr Kommerzienrat, wie kann man nur immerfort vom Pferde fallen?" — Kommerzienrat: „Nu, soll ich vielleicht in der Luft hängen bleiben?"

„Spielt Ihre Frau viel Klavier?" — „Seit wir Kinder haben, überhaupt nicht mehr." — „Ja, ja, Kinder sind ein Segen."

„Frau Edith scheint den Tod ihres ersten Mannes schnell überwunden zu haben." — „Sie wohl, aber ihr zweiter Mann nicht."

Lehrer: „Kannst du mir sagen, wer Themistokles war?" — Schüler: „Bedaure, ich weiß es selbst nicht."

Protz (an der Kasse): „Haben Sie nicht eine Bahnsteigkarte erster Klasse?"

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 10. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Nachdruck verboten.)

(10. Fortsetzung.)

Auf einem Stuhl neben dem Schreibtisch des Untersuchungsrichters saß jetzt der Schauspieler Mittelstadt. Er blickte stumpf vor sich hin, wie ein Mensch, dem alles gleichgültig ist. Der Untersuchungsrichter, ein Mann im Anfang der Dreißiger, mit einem ruhigen, klugen, von einem kurzgeschnittenen blonden Vollbart umrahmten Gesicht, blätterte in seinen Akten, nachdem er in freundlichem, liebenswürdigem Tone einige kurze Fragen an Mittelstadt gestellt und ihn aufgefordert hatte, Platz zu nehmen.

Nun begann er, noch immer in den Akten blätternd: „Ich will voraussetzen, daß Sie mit der Sache in Frankfurt nichts zu tun haben. Es sind aber so viele dunkle Punkte, so viele Verdachtsmomente aufzuklären... Sowohl der Juwelier Herr Hellmann in Frankfurt wie auch der ehemalige Angestellte der Firma Junghaus, Erich Hofer in Berlin, sagen aus, daß die großen Diamanten bedeutende Ähnlichkeit mit den gestohlenen haben. Können Sie etwas dazu bemerken?"

Mittelstadt zuckte die Achseln.

„Große reine Diamanten sehen sich, aus der Fassung genommen, wohl immer ähnlich", sagte er.

„Warum sind die Diamanten, die in Ihrem Besitz waren, aus der Fassung gerissen?"

„Damit andere, unechte Steine eingesetzt werden konnten."

„Können Sie mir sagen, wer die Diamanten aus der Fassung herausgenommen hat?"

„Ja, ich selbst."

„Sie? Das ist doch nicht leicht, wenn die Fassung nicht zerstört werden soll. Dazu sind doch erfahrene Hände notwendig."

„Ich war ein ganzes Jahr bei einem kleineren Juwelier in der Lehre und habe damals gelernt, wie man ohne Beschädigung Steine und Perlen aus den Fassungen heben kann."

„Also, ein Jahr lernten Sie bei einem Juwelier. Wie alt waren Sie damals?"

„Zwischen siebzehn und achtzehn."

„Und dann?"

„Lernte ich in einer Handelsschule und trat als Kontorist in eine Fabrik ein."

„Wie lange blieben Sie da?"

„Auch nur ein Jahr. Ich hatte einen unbezwinglichen Drang nach dem Theater und wurde Schauspieler."

„In Berlin?"

„Nein, vorerst in kleinen Städten — mehrere Jahre. Dann fand ich auch in Berlin ein Engagement für kleinere Rollen."

„Sie sind aber gegenwärtig in keinem Engagement?"

„Nein — ich wollte für ein größeres Fach engagiert werden und habe selbst gekündigt."

„Sie sind doch aber von Haus aus mittellos?"

„Ja."

„Dennoch sind Ihre Wohnung und Ihre Lebensführung die eines Mannes, der über reichliche Einkünfte verfügt. Haben Sie Schulden?"

„Nein."

„Also? —"

Mittelstadt gab auf die letzte vieldeutige Frage keine Antwort.

Der Untersuchungsrichter blätterte wieder in den Akten. „Sie haben sich laut polizeilicher Meldung", begann er wieder, „am 14. und 15. Februar in Frankfurt am Main aufgehalten. Was taten Sie in Frankfurt?"

„Ich wollte das Theater dort ansehen und die Theaterverhältnisse kennen lernen."

„Hatten Sie dort ein Engagement angestrebt?"

„Eigentlich nicht."

„Welchen Zweck hatte also Ihr Aufenthalt?"

„Ich wollte sehen, ob in Frankfurt der Boden für ein neues Privattheater günstig wäre."

„Das wäre also eine Gründung, zu der immerhin großes Kapital erforderlich sein muß. Hatte Sie denn das Kapital disponibel?"

„Vielleicht hätte ich es gehabt."

„Wie die Nachforschungen ergeben haben, sind Sie in Frankfurt in dem Juwelengeschäft von Hellmann u. Comp. gewesen. Sie wollten einen Ring kaufen und ließen sich teuere Ringe vorlegen?"

„Ja."

„Aber Sie kauften nichts. Sie waren gerade in das Geschäft gekommen, kurz nachdem Herr Hofer es betreten hatte und während der Juwelier Herr Hellmann und Herr Hofer über den Schmuck, der geöffnet war, unterhandelten."

„Möglich. Aber ich kenne Herrn Hofer nicht, und der Schmuck hat für mich kein Interesse. Ich sah ihn gar nicht."

„Warum kauften Sie keinen Ring?"

„Weil mir keiner gefiel. Und auch weil ich mir überlegte, daß die Ausgabe zu groß wäre."

„Schön. Wir wollen also annehmen, daß all dies nur ein Zusammentreffen des Zufalls gewesen wäre. Im Leben ist ja alles möglich, und wir wollen jeden Verdacht beiseite lassen. Antworten Sie mir nur, wie Sie in den Besitz der Diamanten kamen, die einen so großen Wert repräsentieren."

„Ich habe sie erhalten, um sie zu Geld zu machen, zu verkaufen oder zu verpfänden."

„Von einem Unbekannten?"

„Nein, von einer mir bekannten Persönlichkeit, der alle Steine gehören."

„Und der Name?" — „Ich kann ihn nicht nennen."

„Überlegen Sie doch einmal: Es gilt Ihre Freiheit, Ihre Zukunft, Ihren ehrlichen Namen. Nur ein Wort — wenn es wahr ist — sind Sie in wenigen Stunden frei, und alles ist vorüber."

„Ich weiß es. Aber ich kann es trotzdem nicht tun."

„Weshalb nicht?"

„Weil ich dadurch der betreffenden Persönlichkeit ungeheure Unannehmlichkeit verursachen würde. Die Folgen könnten sehr böse werden."

„Aber für Sie wären die Folgen des Schweigens noch schlimmer. Sie würden Ihr Leben zerbrechen."

Mittelstadt zuckte die Achseln und schwieg.

„Bedenken Sie", sprach der Untersuchungsrichter weiter, „daß Sie durch Ihr Schweigen der Persönlichkeit, der die Steine gehören sollen, keinen Dienst erweisen. Sie sagen, Sie hätten Sie erhalten, um sie zu Geld zu machen. Nun sind die Steine beschlagnahmt, sie liegen da und haben für niemand Wert und Nutzen."

„Das kann ich leider nicht ändern."

„Worauf hoffen Sie denn noch, angesichts des so schweren Verdachts, der auf Ihnen lastet?"

„Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht sagen. Wenigstens jetzt nicht. Nur das kann ich sagen, daß ich mit einem Verbrechen nichts zu tun habe und daß die Diamanten, die man mir weggenommen hat, auf keinen Fall die sind oder nur sein können, die man in Frankfurt gestohlen haben soll."

„Bedenken Sie doch! Wenn Sie unschuldig sind, leisten Sie der Gerechtigkeit einen Dienst, wenn Sie den Namen nennen. Die Polizei weiß dann, daß es nicht die gestohlenen Juwelen sind und kann unbeirrt weiter forschen."

„Das sollte sie auf alle Fälle tun."

„Also, den Namen —?"

„Ich kann ihn nicht nennen."

Der Untersuchungsrichter schüttelte den Kopf. Das Verhör war für heute beendet, Mittelstadt wurde abgeführt.

Dreizehntes Kapitel.

Erich Hofer betrachtete aufmerksam eine wunderschöne, länglich geformte, kostbare Perle, legte sie dann in ein Kästchen, das sorgfältig mit Tuch und weichstem Seidenpapier ausgefüllt war, dann holte er aus einem andern Kästchen einen von Brillanten glänzenden Gegenstand hervor, der mit seiner goldenen Fassung wie eine Brosche aussah. Auch dieses Schmuckstück betrachtete er lange und aufmerksam. Und als er auch dieses in das dafür bestimmte Kästchen zurückgelegt hatte, sagte er:

„Ich kann fast mit Gewißheit behaupten, daß beides von unserem gestohlenen Schmuck herrührt. Die Perle ganz bestimmt; die Brosche ist von einer Ecke der Fassung abgebrochen worden und von einer recht geschickten Hand — nicht von einem Fachmann — zugefeilt und mit einem andern Boden versehen worden.

Er sagte das zu einem Herrn, der in der Nähe an einem Stehpult stand und sich anscheinend, während Hofer Perle und Brosche betrachtete, mit dem Lesen von Papieren beschäftigt hatte.

Dieser Herr mit dem blonden Schnurrbart, einem Kneifer vor den Augen, mit einem ruhigen, fast gleichgültigen Ausdruck im Gesicht, war der Kriminalkommissar von Reinbach. Beide befanden sich jetzt in dem sehr einfach, nahezu dürftig eingerichteten Bureau Reinbachs auf dem Polizeipräsidium.

Erich Hofer kannte dieses Zimmer mit dem Stehpult, dem Aktenschrank, den soliden Stühlen und den eintönigen schmucklosen Wänden. Er war schon mehrmals dagewesen, so manche Schmucksachen hatte er hier geprüft und betrachtet und immer wieder hatte er sagen müssen, daß er nicht oder nicht sicher behaupten könne, daß sie Teile des gestohlenen Schmuckes seien. Jetzt zum ersten Male hielt er es für gewiß, daß beide Gegenstände von dem Diebstahl herrührten.

Kriminalkommissar Reinbach zeigte weder Überraschung noch irgend eine Gefühlsregung.

Er nickte nur in seiner ruhigen Art mit dem Kopf und sagte:

„Ich wußte es, daß es diesmal die richtige Fährte war. Die Sachen kommen aus Hamburg und sind in einer sehr zweifelhaften Pfandleihe beschlagnahmt worden."

„In Hamburg!" rief Hofer lebhaft.

„Ja. Derjenige, der sie verpfändet hat, nannte sich Hofmann, Emil Hofmann. Womit er sich legitimierte, konnten wir nicht herauskriegen. Wie hoch schätzen Sie die beiden Sachen?"

„Diese Perle und die Brosche mit dem großen Brillanten — beides mindestens 300 000 Mark."

„Na ja — Emil Hofmann hat sich mit 2000 Mark begnügt ... Der Pfandleiher versteht sein Geschäft. Interessant ist es immerhin, wie Emil Hofmann aussieht."

Hofer blickte fragend auf.

„Groß, schlank —" fuhr der Kriminalkomissar in seinem ruhigen Ton fort, „blonder Schnurrbart, blondes Haar —"

„Also wie ich etwa —" sagte Hofer, einen Schritt unwillkürlich zurücktretend. „Aber soviel ich weiß, bin ich seit dem Vorfall nicht in Hamburg gewesen."

Diesmal flog über das Gesicht des Kriminalkommissars ein spöttisch heiteres Lächeln.

„Wir wissen zufällig, an welchem Tage dieses Geschäft in Hamburg gemacht wurde. Am 22. März. Und wir wissen auch, daß Sie um diese Zeit und auch an diesem Tage in Berlin waren."

Das klang ja sehr angenehm und tröstlich. Aber Hofer überkam doch dabei ein peinliches Gefühl. Er erfuhr, daß er beobachtet worden sei, daß er vielleicht noch jetzt beobachtet wurde. Er hatte ja allerdings nichts zu verbergen. Es konnte für ihn nur eine Beruhigung sein, daß die Polizei wußte, was er trieb, welche Art von Geschäften er machte, und wovon er lebte. Dennoch aber hatte er jene Empfindung von Unfreiheit, die sich aufdrängt, wenn man weiß, daß man überwacht wird.

Herr von Reinbach erriet leicht und schnell die Gedanken Hofers.

„Sie brauchen sich durchaus nicht geniert zu fühlen", sagte er. „Wir kennen sie jetzt ganz genau und wissen nun von Ihnen alles, was wir wissen mußten. Sie sind für uns erledigt ... Für Sie werden wir unsere Leute nicht mehr bemühen. Aber in dieses Haus werden Sie wohl noch manchmal kommen müssen."

Diesen Trost konnte Herr Hofer glauben und auch nicht. Auf alle Fälle war für ihn der Diebstahl wie eine chronische Krankheit; es war klar, daß er diese Last noch lange würde tragen müssen.

„Was wird nun jetzt sein?" fragte er, indem er mit seinem Blick die beiden Kästchen und ihren wertvollen Inhalt streifte.

Kriminalkommissar von Reinbach zuckte die Achseln.

„Wir werden weiter suchen", sagte er. „Die ersten Spuren haben wir nun. Sie sind sicher, daß die beiden Sachen vom Diebstahl herrühren?"

„So gut wie sicher. Die Perle ganz bestimmt —"

„Schön — dann haben wir vielleicht doch noch das übrige."

Der Zweck seines Erscheinens im Bureau des Kriminalkommissars war erreicht. Hofer verabschiedete sich und nach wenigen Minuten stand er unten an einem Tor des Riesenbaues auf der Straße, einige Momente unschlüssig, wohin er nun seine Schritte richten sollte.

Da fiel es ihm ein. Kaum zehn Minuten von hier entfernt befand sich das Geschäft Kiesewetters. Seit jenem Abend, an dem er mit Frau Kiesewetter das Schauspielhaus besucht hatte, hatte er nicht mehr den Laden betreten. Schließlich — die junge, etwas lebhafte Frau konnte in Wirklichkeit doch nicht für den unangenehmen Vorfall verantwortlich gemacht werden. Das war eben ein besonders böser Zufall gewesen. Und als Geschäftsmann beging er gegen sich selbst ein törichtes Unrecht, wenn er deswegen die Verbindung mit einem mühsam erworbenen guten Kunden abbrechen sollte.

Er schritt deshalb rasch vorwärts dem Osten zu. Es war in den ersten Stunden des Nachmittags, und die Frühlingssonne lag auf Häusern und Straßen und strahlte ein Licht und eine Wärme aus, daß es schien, als sei der Hochsommer schon gekommen und alle Schauer der kalten Stürme bereits überstanden. Ein Gefühl froher Hoffnung schien alle Menschen, die da des Weges dahinschritten, zu beseelen, und auch Hofer war es, als wenn seine Leiden sicherlich bald ihr Ende erreichen würden, als wenn ihm irgendwo eine freundliche Aussicht winkte, die traurigen Mißverständnisse, die sich zwischen ihm und Else aufgetürmt hatten, durch eine Aussprache zu beseitigen.

Nun stand er vor dem Laden, blickte durchs Fenster, und es berührte ihn etwas unangenehm, daß er die stämmige Gestalt und den rotblonden Kopf des stets fleißigen Uhrmachers nicht am gewohnten Platze sah. Aber er ging doch hinein. Und etwas erstaunt blieb er stehen, als er niemand im Laden fand.

Da ging die mit der weißen Gardine verhangene Tür des Wohnzimmers auf, und Frau Annie Kiesewetter trat ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten roten Astern.

Skizze von J. Korns.

(Nachdruck verboten.)

Da kniete er, der „große Dichter", — o nein, er schämte sich gar nicht, am Grabe der armen kleinen Traud niederzuknien! Und es war doch solch ein erbärmliches, armseliges Grab, — ein länglicher Erdhügel ohne Kreuz und ohne Stein, in der Mitte nur ein verkümmerter Spätrosenstock mit einer einzigen Blüte, sonst nichts, kein Kränzchen, nichts!

Und doch ist heute Allerseelen!

Die anderen Gräber sind überschüttet mit kostbaren Blumen und Kränzen, vornehme Damen knien davor, zerknittern schmerzvoll die feinen Spitzentücher in ihren Händen und murmeln trockenen Auges Gebete.

Sie kennen ihn alle gut, den „großen Mann", — in ihren Salons liegt zuoberst sein allerneuestes Bändchen Lyrik mit Goldschnitt und feiner Photographie — der „große" Mann ist auch eine „schöner" Mann! Einzelne seiner Gedichte wissen sie sogar auswendig, sie lernen sich so leicht und sind so effektvoll!

Er weiß ganz genau, daß sie ihn ringsumher beobachten, — aber nein, er schämt sich gar nicht! Der zersprungene, moosbewachseine Stein, auf dem er kniet, die von dem leise niedersprühenden Regen durchweichte und mit zertretenen Blüten und Blättern durchstampfte Erde, der ganze feuchte, Verwesung atmende Kirchhofsgeruch versetzt ihn in Stimmung, — dafür ist er ja Dichter!

Gerade drei Jahre ist es her, daß er mit Traud zusammen das Grab ihrer Mutter zu Allerseelen besucht hatte, — auch solch ein armseliger Erdhügel war es, aber er wurde überwuchert von Efeu und Immergrün, und um das kleine verrostete Eisenkreuz hatte zärtlich einen Kranz roter Astern gehängt.

„Die letzten roten Astern!" hatte sie versonnen leise vor sich hingesprochen, „wer wird sie mir wohl einmal bringen?"

Er sah sie wieder wie damals vor sich stehen: Das dünne schwarze Spitzentuch, das sie um den kleinen blonden Kopf gelegt hatte, war halb in den Nacken zurückgesunken, der Wind wehte ihr die feinen welligen Haarsträhnen in das erblaßte Gesicht, aus welchem ihre Augen groß und schmerzlich in die Weite blickten, glänzend von heimlichen Tränen, — ahnte sie das nahende Herzeleid?

Dann waren sie gegangen, denn es war spät geworden, und hinter ihnen wurde das eiserne Gittertor schallend ins Schloß geworfen. Draußen auf dem Platze, wo im Sonnenscheine so gerne die Kinder spielten, brannten trübflackernd die Laternen. Keine Menschenseele ringsumher! und unhörbar, unaufhörlich stäubte der feine Sprühregen herab. Durch die angelaufenen Scheiben schauten sie im Vorübergehen in das behaglich erleuchtete Zimmer des kleinen Häuschens hinein, in dem der Totengräber wohnte. Der hatte wohl auch so eilig hinter ihnen zugeschlossen, denn da drinnen saß seine junge Frau mit dem Buben auf dem Schoß, auf dem Tische dampfte schon die Abendsuppe, sie warteten nur noch auf den Vater.

Traud hatte sich dann plötzlich abgewandt, und er hörte, wie sie leise schluchzte, — das arme einsame Mädchen!

Da hatte er seinen Arm um die schlanke Gestalt gelegt und sie mit sich fortgezogen, den kleinen Hügel hinan, wo die Bank unter der alten schützenden Blutbuche stand, und von wo aus man die ganze tieferliegende Stadt überblickte. „Ist das nicht schön!" rief er bewundernd aus, als sein Auge die tausend und aber tausend flimmernden Lichtlein überflog. Sie war leicht zusammengeschauert und hatte den weiten, wehenden Kragen fester um sich gezogen.

„Ich weiß nicht", sagte sie langsam, — ihre klare helle Stimme klang so ganz anders als sonst, — ich meine, es ist traurig für solche, die den Frieden verloren haben, wenn sie auf das heimelige Bild da unter herabsehen, — dort so viel Licht, und hier oben alles dunkel!"

„Törichte kleine Traud!" lachte er zärtlich und zog sie an sich, „was hast du nur heute? Da willst du am Ende gar nicht mitanhören, was ich dir zu sagen habe, — wie, Maus?"

„Nicht so was sagen, jetzt! es klingt so häßlich!" stammelte sie bebend, „und — ich weiß ja doch schon, was du mir sagen willst! Ich wußte es den ganzen Tag über, es lag in der Luft! Nein! sage nichts, sei stille — ich will's selber sagen, — du — gehst — fort, nicht wahr, Felix, ohne mich — und — für — immer?!"

Wie die zarte Gestalt in seinen Armen gebebt, und wie die liebe Stimme gezittert hatte, als sie ihm so das Schwerste abnahm. Er atmete erleichtert auf.

„Traud! liebe, kleine Traud, weine doch nicht! Komm, setze dich doch einmal hierher, so!" Damit zog er sie neben sich auf die Bank nieder. „Nun höre zu und sei mein liebes Mädchen!"

Sie hatte gewaltsam die Tränen hinunter geschluckt und saß blaß und stumm neben ihm, die Hände fest im Schoße verschlungen.

„Freust du dich denn gar nicht, daß ich vor all den anderen Bewerbern, die sich von überallher gemeldet hatten, die Stellung bekommen habe, nein?"

Sie neigte lautlos den Kopf.

„Nun also! Siehst du, Lieb, das ist ein anderer Posten, als der, den ich bisher hatte. Das da ist ein Weltblatt, Traud, — ja, ein Weltblatt, und dein Schatz ist dazu berufen, es auch weiterhin fördern zu helfen! Das ist doch noch ein Lebenszweck, nicht?"

„Und was wird aus mir?" fragte sie tonlos.

„Jedenfalls etwas Besseres, als wenn du dich noch lange mit mir herumgequält hättest!" hatte er leichtfertig gelacht.

Da war sie langsam aufgestanden — sie hielt sich aufrechter als sonst — und hatte ihn angesehen, spähend, prüfend, dann sagte sie kurz:

„Das soll also mein Abschied sein — ja?"

„Traud, du Dummes!" lachte er gezwungen, „wir können uns doch nach wie vor lieben, oder nicht?"

„Und so soll ich weiter leben, Tag für Tag, Monat um Monat — Jahre lang!" brach es ungestüm aus ihr hervor. „Wenn ich auch nur ein armes Mädchen bin, ich lebe doch! Bin doch auch ein Mensch wie du!"

„Wir werden uns schon ab und zu sehen!" warf er unmutig ein.

„O ja!" lachte sie bitter, „wenn ich Glück habe, sehe ich dich vielleicht nächstes Jahr schon, wenn nicht, — nun, dann vielleicht im übernächsten!"

„Sei doch gerecht, Lieb!" redete er sanft auf sie ein, „wie oft hast du mir die schönsten Reden gehalten über meinen Beruf, über mein Talent, das ich über alles andere stellen sollte, und nun, da ich den besten Willen dazu habe und sich mir die Gelegenheit bietet, suchst du mich davon abzuhalten!"

„Nein, das wäre schlecht von mir!" sagte sie mit zuckenden Lippen. „Hätte ich mich nie in dein Leben gedrängt!"

„Du hast mich zu manchem Schönen begeistert!" sagte er warm. „Schade, daß es nicht anders kommen konnte, aber vielleicht können wir uns so noch mehr sein — Liebe muß sorgsam bewacht werden, wie die Opferflamme auf dem Altar der Göttin, das Herdfeuer aber muß man nicht damit entzünden wollen!"

„Du magst recht haben!" sagte sie und wandte sich zum gehen.

Er folgte ihr stumm nach, — sie zu berühren wagte er nicht mehr.

Die arme Traud! Aber es hatte sein müssen, — er mußte frei sein, wenn er wirklich Großes vollbringen wollte.

Dann hat sie ihm zum letztenmal ihre kleine Hand gereicht und ihn stumm aus feuchten Augen angeblickt, er hatte kein Wort, kein noch so kleines Wort zu sprechen vermocht, und plötzlich war sie in der Dunkelheit verschwunden gewesen. Die Baumzweige ächzten im Winde und warfen ihm Tropfen ins Gesicht. Lange stand er so da und starrte auf den Fleck, auf dem sie kurz zuvor noch gestanden hatte, — es war ihm, als habe sein Herz die ersehnte Freiheit teuer erkauft. — —

(Schluß folgt.)

Sprüche der Weisheit.

Wer alles tut zur rechten Zeit, der hat zu allem reichlich Zeit.

*

Was sauer ward, ist doppelt euer.
Was leicht erworben, scheint nicht teuer;

*

Und kann mich nicht drein finden:
Erst überwinden!

*

Der Schwätzer sagt wenig und spricht viel; der Denker spricht wenig, sagt aber viel.